

DÜSSELDORFER
MONATHEFTE

mit Illustrationen von

A. Achenbach, O Achenbach, Deck, Beckmann, Camphausen, L. des-Coudres,
Erdmann, J. Fay, A. Flamm, Hofemann, Hübner, Jordan, Krafft, Lachenwiz,
Lessing, Leuke, Gillotte, Meyer, von Normann, Reinhardt, Chr. Reimers,
Scheuren, Dr. Schröder, Schrödter, Sonderland, Süss, Ch. und F. Schlesinger,
A. Tidemand, Vantier, Wieschebrink, A. Wolff, A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagshandlung.

BAND XI.

HEFT V.—VIII.

Druck und Verlag von Neuz & Comp. in Düsseldorf.

Zur Nachricht.

Den Abonnenten des ganzen XI. Jahrgangs der Düsseldorfer Monatshefte wird auch in diesem Jahre ein lithographirtes Kunstblatt:

Holländisches Volksfest,

nach einer Originalzeichnung von Henry Ritter,
gratis beigelegt werden.

Die Düsseldorfer Monat-Hefte erscheinen in zwanglosen Fristen jährlich eifsmal.

Briefkasten.

Herr Th. F. in B.: Wir wiederholen Ihnen, daß das **Düsseldorfer Künstler-Album**, sowie das **Jugend-Album** schon deshalb weiter erscheinen werden, weil sie einen sehr großen und festen Leserkreis haben, und keine Concurrenz zu scheuen brauchen. Es wird Ihnen besondere Freude machen, wenn wir Ihnen heute sagen, daß die Herren Oswald Achenbach und J. W. Sonderland die technische Leitung der lith. Anstalt von Arnz & Comp. nunmehr definitiv übernommen, und sich deren Thätigkeit unsere ersten Künstler dahier mit Freuden angeschlossen haben; wir dürfen also in der nächsten Zeit in jeder Weise trefflichen Leistungen entgegen sehen.

Herrn Dr. S. in Nr.: Für die Rücksendung der nicht aufgenommenen, vor dem Jahre 1858 der Redaction eingefandten Beiträge sind wir bestens besorgt, konnten aber bisher bei der großen Masse der vorhandenen Manuscripte noch nicht allen Wünschen entsprechen.

Herrn v. B. in G.-Sch.-Z.: Es versteht sich ganz von selbst, daß die aus den vorhandenen Manuscripten nunmehr seit Januar 1858 aufgenommenen Beiträge für die Monatshefte nach den früher üblichen Honorarfäßen bezahlt werden. — Ihre geschätzte Arbeit wurde abgedruckt und werden wir nach Ihrem Wunsche die Sendung des Honorars bewirken; das gefandte Manuscript trug keine Adresse.

Hrl. T. in P.: Sagen Sie Ihrer verehrten Freundin besten Dank für die allerliebste Humoreske. — Wir hatten bisher vergeblich nach Ihrer Adresse gesucht.

H. G. v. S.: Ihre Zusendungen sind uns zu jeder Zeit willkommen. Das Prämienblatt für dieses Jahr ist schon in Arbeit genommen. Die Original-Zeichnung dazu, von dem verstorbenen rühmlichst bekannten Künstler Henry Ritter, „Holländisches Volksleben auf dem Eise“, welche wir käuflich an uns gebracht haben, wird allen Anforderungen entsprechen.

Hr. D. in P.: Beflagenswerther Zustand! — Aber — es geht nun einmal nicht. Die Actien stehen schlecht.

H. P. in S.: Wir müssen davon absehen — oder das Ganze streichen.

A. K.: Zu groß! — sie müßte Bände füllen,
zu klein! — der Unterhaltung willen.

F. Z.: Nächstens! — Noch ist genug Material vorhanden.

Hr. M. v. B.: Unser Bestreben geht nur dahin, zu unterhalten. Persönlichkeiten wollen wir durchaus nicht persifliren.

H. M. v. St. in C...: Defecte wollen sie nur reclamiren.

W. G.: Würden sich im Laufe der Zeit die Monatshefte noch größere Bahn brechen, so nehmen wir Holzschnitte dazu. Wir können nur dadurch gewinnen.

H. Dr. R.: Zu Nichts sagend.

Herrn S. in D.: Wie so? Nun leben Sie mir aber auch recht wohl! Sie verstehen sich ja famos auf Aufstellung von Rechnungen.

Herrn F. D.: Es hält schwer, es Jedem recht zu machen! Wir thun was wir können, und scheuen keine Opfer.

Herrn P. in R.: Ihre uns kürzlich eingefandte Erzählung hat einigen Humor, aber die Zeichnungen dazu wollen uns nicht ansprechen. — Sie berechnen uns für jede derselben einen Dukaten. Wo soll das hinaus? Wir haben hier anerkannt tüchtige Künstler genug und bitten, Sie uns die Ausschmückung zu überlassen.

H. J. u. A.: Schon zweimal dagewesen. Nichts Neues!

H. F. in W.: Rein Wisz, nur Redensart.

H. M. in D.: Sie scheinen noch nicht zu wissen, daß wir uns mit politischen Geschichten nicht befassen und unser Blatt davon entfernt halten müssen.

Herrn K. in Dd.: Unser Bestreben geht dahin, der Zugabe der Monatshefte in Lithographien, wovon in jedem Hefte vier erscheinen, für die Folge den Namen Kunstblättchen geben zu dürfen, und thun dafür unser Bestes.

Die Redaction.

5 Thaler geliefert bekommt. Jede solche Flasche kostet der Stadt die Kleinigkeit von mehr als 22 Millionen Thaler, wie aus folgender im Jahre 1816 aufgestellten Berechnung hervorgeht.

Jedes der Fässer enthält 5 Orhoft zu je 204 Flaschen, welche im Jahre 1624 etwas über 300 Thlr. gekostet haben. Nach 192 Jahren, in Berücksichtigung auf den Verlust an der Quantität mit 10 Prozent verzinst, kostete sonach ein Orhoft im Jahre 1816 5752,686,628 Thaler, sonach die Flasche 21,790,480 Thaler, ein Glas fast 3 Millionen. Es ist dies ein Nachweis mehr, wie schlecht mit dem Gelde gewirthschaftet werden kann. —

Nächst den Rheinweinen sind unter den deutschen zunächst die fränkischen zu erwähnen, darunter der Hasenwein bei Würzburg, der jährlich kaum in einer Quantität von hundert Flaschen erzeugt wird. In Oestreich wird an verschiedenen Orten ein ziemlich guter Wein gebaut, wie z. B. der Melniker in Böhmen — in Ungarn wächst neben andern guten Weinen bekanntlich der Tokayer.

Der Naumburger, Meißner, Grüneberger, bildet bekanntlich die Grenze des Weinbaues. Es wird an diesen Orten im Allgemeinen ziemlich viel Wein gewonnen, deren bekannteste Sorten wir hier kurz anführen wollen: Da giebt es einen Fahrenwein — gießt man davon einige Tropfen auf die Fahne, so zieht sich das ganze Regiment zusammen; ferner einen Doctorenwein, welchen die Aerzte zum Schließen von fließenden Wunden benutzen; einen Gramenwein, den der Graminand zu trinken hat, um die Lücken in seinem Wissen damit auszufüllen; endlich einen Fastenwein, welchen die katholischen Priester in der Fastenzeit trinken, um sich die Leiden Christi lebendig vorzustellen. —

Ein preussischer Lieutenant, der seit fünfzehn Jahren in Grüneberg in Garnison stand, wurde einmal in Berlin mit einem Glas Lacrymae Christi bewirthet. Er trank es mit unbeschreiblichem Vergnügen, und brach dann in die folgenden Worte aus: „Heiland der Welt, warum hast Du solche Thränen nicht auch einmal in Grüneberg geweint!“

Als das eigentliche Vaterland des Weinbaues aber müssen wir Frankreich nennen, wo fast in allen Departements Wein gebaut wird. Der berühmteste von allen, dieses Schooskind der ganzen Welt, ist der aus der Champagne, dieser auf Flaschen gezogene Bliß, welchen wir für den rücksichtslosen Preis von 2 Thln. und mehr für die Flasche trinken. Der der Wittve Cliquot ist der beste. — Diese Wittve soll in Folge dessen in Zeit von drei Jahren nicht weniger als 33,333 Heirathsanerbieten erhalten haben.

Man hat in unserer Zeit des Raffinements allerlei Mittel entdeckt, um die materiellen Genüsse zu erhöhen, und so ist es auch uns gelungen, ein solches zu erfinden, welches unzweifelhaft den Genuß des Champagners bedeutend erhöht, und einfach genug darin besteht, daß man sich während des Trinkens von Champagner niemals an seinen hohen Preis erinnert.

Erfunden ist der Champagner übrigens von einer lebenswürdigen Fee, Corollina mit Namen, welche einem Sterblichen mit großer Liebe zugethan war, von ihm aber verschmäht wurde; aus Kummer hierüber zog sie sich in die Einsamkeit zurück, weinte

viele Thränen, und aus diesen süßen Liebesthränen, bei denen die Nachtigallen ihren Klagefang, die Blumen ihre süßesten Düfte, die Sonne ihre glänzenden Strahlen spendeten, entsprossen jene Neben, welche uns jetzt den köstlichen Champagner liefern. —

Auch die Schweiz erzeugt eine ziemlich große Zahl guter Weine, wie z. B. die berühmten Wetzinger, Voorne, Cortailod, welche sich mit den besten des Auslandes messen können, dabei zu sehr billigem Preise verkauft werden. Italien, Griechenland und Spanien bauen zumeist jene starken, süßen Weine, die mehrfach auch bei uns sich eingebürgert haben.

Außerhalb Europa giebt es eigentlich nur zwei Gegenden, wo ein guter Wein in größerer Menge producirt wird, das ist in Persien und am Cap der guten Hoffnung — die Weine von Shiras und die Cap-Constantin-Weine sind wohl bekannt.

Soviel von den Weinen, dem edelsten und angenehmfesten Getränk für den Menschen, von dem wir zu einem fast ebenso verbreiteten übergehen wollen, zu dem Bier.

Das Bier ist keine so alte Erfindung, als der Wein, wenn schon auch von ziemlichem Jahren; es ist unzweifelhaft zu derselben Stunde erschaffen worden, als eine deutsche Nation auf die Welt kam, denn Bier und Deutschland sind auf das Innigste mit einander verwachsen, unseres Trachtens sehr zu unserm Unglück.

Während der Wein das Gemüth des Menschen erheitert, ihn selbst erhebt, beschwert das Bier und zieht den nach oben gerichteten Blick nach unten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der übermäßige Genuß von Bier, der in unserm Vaterlande leider zur häßlichsten Gewohnheit geworden ist, eine sehr starke Veranlassung zu der Unbefriedigkeit abgiebt, welche eine Betrachtung unserer gesammten Zustände bei uns hervorbringt. Das Bier macht das Blut dick, und erschwert damit seine leichtere Circulation, somit das Denken, das Empfinden; von welcher Bedeutung das, wie richtig diese Behauptung ist, brauchen wir nicht weiter auszuführen, wir wollen aus vielen nur ein Beispiel anführen, was schlagend für uns spricht: man vergleiche den östlichen Theil des Königreichs Bayern mit dem westlichen. In dem einen ist das Biertrinken zur häuslichen Untugend geworden; es ist eine bekannte Thatsache, daß der Altbayer des Morgens als ein Bierfaß aufsteht und am Abend als ein Faß Bier sich niederlegt — in dem andern, der Pfalz, regiert der Wein. In diesem ersten Unterschied sind unzweifelhaft alle die andern begründet, welche beide Theile so sehr von einander trennen. —

Wenn nun die guten Deutschen heutzutage es nicht daran fehlen lassen, große Massen von Bier zu vertilgen, so ist das im Mittelalter noch viel schlimmer gewesen — der dreißigjährige Krieg hat nicht nur der Bedrückung der Protestanten ein Ende gemacht, sondern auch der größten Unmäßigkeit im Biertrinken, denn bis dahin herrschte förmliche Bier-sauferei an allen Ecken und Enden von Deutschland. Selbst Fürsten nicht zu untergeordneter Art verschmähten den Titel eines Bierkönigs nicht, und unter Andern trug Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, den Namen eines Merseburger Bierkönigs neben seinen andern Titeln.

Fast jede Stadt von einiger Bedeutung braute damals ein berühmtes Bier, und nach diesen Orten wallfahrteten die Bierdurstigen, um gleich Jahre lang sich an einer solchen Quelle vor Anker zu legen. Ein Erfurter Doctor der Rechte, Heinrich Knaust, gab 1573 ein Buch heraus unter dem Titel „Fünf Bücher von der göttlichen edeln Gabe, der philosophischen, hochtheuern und wunderbaren Kunst, Bier zu brauen“, und es folgten diesem so viele andere Bierchriftsteller, daß man mit ihren Werken eine ziemliche Bibliothek herstellen könnte.

Zu den berühmten Bieren des Mittelalters, die fast alle sehr komische Namen hatten, gehörten u. A. das Bier von Boitzenburg, was so sehr berauschte, daß es „biet (beiß) den Keel“ genannt wurde — das Brandenburger Bier hieß „alter Klaus“, weil es sehr stille machte — das Deltischer hieß „Kuhschwanz“, der Trinker desselben wurde so wackelig, wie ein Kuhschwanz. Das Breslauer Bier hieß

„Schöps“, weil es sehr mästete; das Bier von Cottbus und Giesleben hieß „Krabbel an der Wand“, das von Halle „Puff und Muff“, das von Jena „Dorsteufel“, das von Osnabrück „Busse“, das von Lübeck „Israel“, das von Kyritz endlich „Mord und Todtschlag.“ *)

Wir könnten noch viel solche Namen anführen, deren es mehrere hundert gegeben, wäre es nicht schon an diesen genug, und wäre es nicht an der Zeit, unsern Vortrag, der sich gar sehr der Berührung mit wässerigen Stoffen nähert, davor zu bewahren und hiermit zu schließen, indem wir jedem unserer Leser und Leserinnen von Herzen wünschen ein freundliches:

Gesegnete Mahlzeit!

*) Wir Düsseldorf haben auch ein Bier, das, unter dem bezeichnenden Namen „Kniebrecher“, gewiß keinem der oben angeführten aus dem Wege zu gehen braucht.

Anmerkung des Eszera.



Do hatt i vergangnen Winter ein weißen Wasserhund, wissen's von der großen polnischen Race, das war halt a geschaidts Thier. Nu nehm i den Hund alle Abend mit auf'n Antenfall, aber wie der Schnee fort is, do hab'n d' Ant'n den weißen Hund geschaut und wolln nit einfalln. — „Caro! sag ich, 's geht halt nimmer mit dein weißen Pelz, mach daß du z'Haus kommst!“

Schteht der Caro a Weil und schaut mich ganz determinirt an, dann is er langsam gang'n in de erste beste Pfütz, do hat er sich im Schlamm rungewälzt, bis er so schwarz aussa' schaut hot, wie a Rab! —



Aus dem Affenlande.

Zween Gesellen, ein wahrhaftiger und ein lügenhafter, gingen einst miteinander aus, die Welt zu sehen und ihr Glück zu machen, und gingen so lang und ferne, daß sie in das Affenland kamen. Und da sie dahin kamen, erbete sie ein Aff, der sich selbst zum König gemacht hatt'. Der gebot seinen Unteraffen, daß sie die zween Gesellen fangen und halten sollten, auf daß er sie früge, wasmaßen ihre Meinung über ihn und sein Königsregiment wäre.

Danach ließ er alle Affen, so doch nur seines grinzigen Gleichen waren, zu sich kommen, daß sie bei ihm ständen allzumal in guter Ordnung, rechter Hand und linker Hand. Die hinten glatte Backen hatten, standen zusammen als wo die Kämmerlinge und Obersten stehn, die Langschwänzigen waren seine Räthe, die Kurzschwänzigen seine Boten und Käufer, Meerfagen besorgten den Hofdienst und für Zöllner und Schatzmeister hatte er die Langarmigen bestellt, was gut war. Für sich ließ er einen königlichen

Stuhl löblich herrichten, setzte sich darauf und seinen schönen, dicken Affenschwanz bog er majestätisch über die Schulter und trug das Zipselchen wie ein Orden im Knopfloch.

Also zog er eine hohe Miene durch sein Affenfray, gebot die zween Gefellen zu berufen und vor Jedermänniglich frug er: „Wer bin ich?“

Da antwortete der Lügner und Liebloser stink: „Du bist der Kaiser!“

Wieder fragte er: „Und wer seynd die, so bei mir stehen?“

Der Hallunk antwortete: „Die seynd deine Ritter, deine innersten Rätthe, deine Hauptleute und Führer der Heere, deine Hofmeister, Schälke und Marschälke, Schenken, Leibschneider, Leibärzte, Leibföche, Leibschuster und Kämmerlinge und du hast sie zu deiner Macht und großen Ehre.“

„Wohlgesprochen!“ sagte der Großaffe, hängte ihm sofort den Affenorden um und schuf ihm für das Heucheln und Schmeicheln und Streicheln großen Lohn, dazu Ehren und Pfanden, wodurch er seinen Hof groß machte.

Dabei durste der neue Günstling ihm nunmehr auch jeden Morgen den Zipsel am Schwanz küssen, was als Zeichen der allerhöchsten Gunst an seinem Hofe eingeführt war.

Das Alles erlase schweigend und bescheidenlich der gerechte und fromme Wahrsager, der andere Reisegesell, und dachte bei sich selber: „Wenn der elende Betrüger, so mit mir gekommen ist und alle

Dinge lügt, die er sagt, diesem so gar angenehm ist um seine Lügen und spotthaften Schmeicheleien, o wie wohl wird es mir ergehen, so ich allezeit die einfach ernste Wahrheit rede!“

Diemeil er also die Dinge betrachtet und erwägt, läffet auch ihn der Affentönig berufen und spricht auch zu ihm: „Wer bin ich, sage das, und wer seynd, die bei mir stehen?“

Da sagte, der die Wissenschaft lieb hatte und pflegte und gewohnt war, allezeit die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen: „Du wärest ein Aff von der Sorte, so man Drangutang, Schimpanse und Pavian heißet, wenn du nicht ein so langen Schwanz hättest, so aber list du ein Schwanzaff und all die Andren, so du bei dir hast, seynd deines Gleiches, Affen insgesammt, Nichts darüber oder darunter!“

Aber welch boshafte Fragen zogen da der Großaff und die Unteraffen bis auf das letzte Kurzschwanzchen. Und es wurde geboten, daß man ihn mit den Zähnen auf das Möglichste zerreißen und mit den Nägeln aufs Beste zerkratzen sollte; und wurde das wohl ausgeführt, diemeil er die Wahrheit und nur die Wahrheit gesagt hatte.

Diese Gewohnheit wird jetzt gehalten an den Höfen der thörichten Herrn, daß die Bösen, die Schmeichler, die Lieblosen, die Zutüller und Federklaubler für die Weisen, Frommen und Wahrhaftigen gehalten werden.

Trinklied.

Es pfllege die Triebe
Der Liebe
Die Brust.
Weil fliehen
Und ziehen
Die Jahre,
Bewahre
Die Freude, die Lust.

Auf schwankendem Stuble,
Die Buhle
Im Arm,
Umgeben
Von Becher
Und Zecher,
Entschweben
Die Sorge, der Harm.

Der Tod, der Geielle
Ist schnelle
Zur Hand;
Er sperret
Und zerret,
Trotz Wehren
Und Zahren,
Dich tief in den Sand.

Dann rasten die Glieder,
Die Lieder,
Das Herz,
Drum singe
Und springe,
Trink' munter
Hinunter
Im Weine den Schmerz!



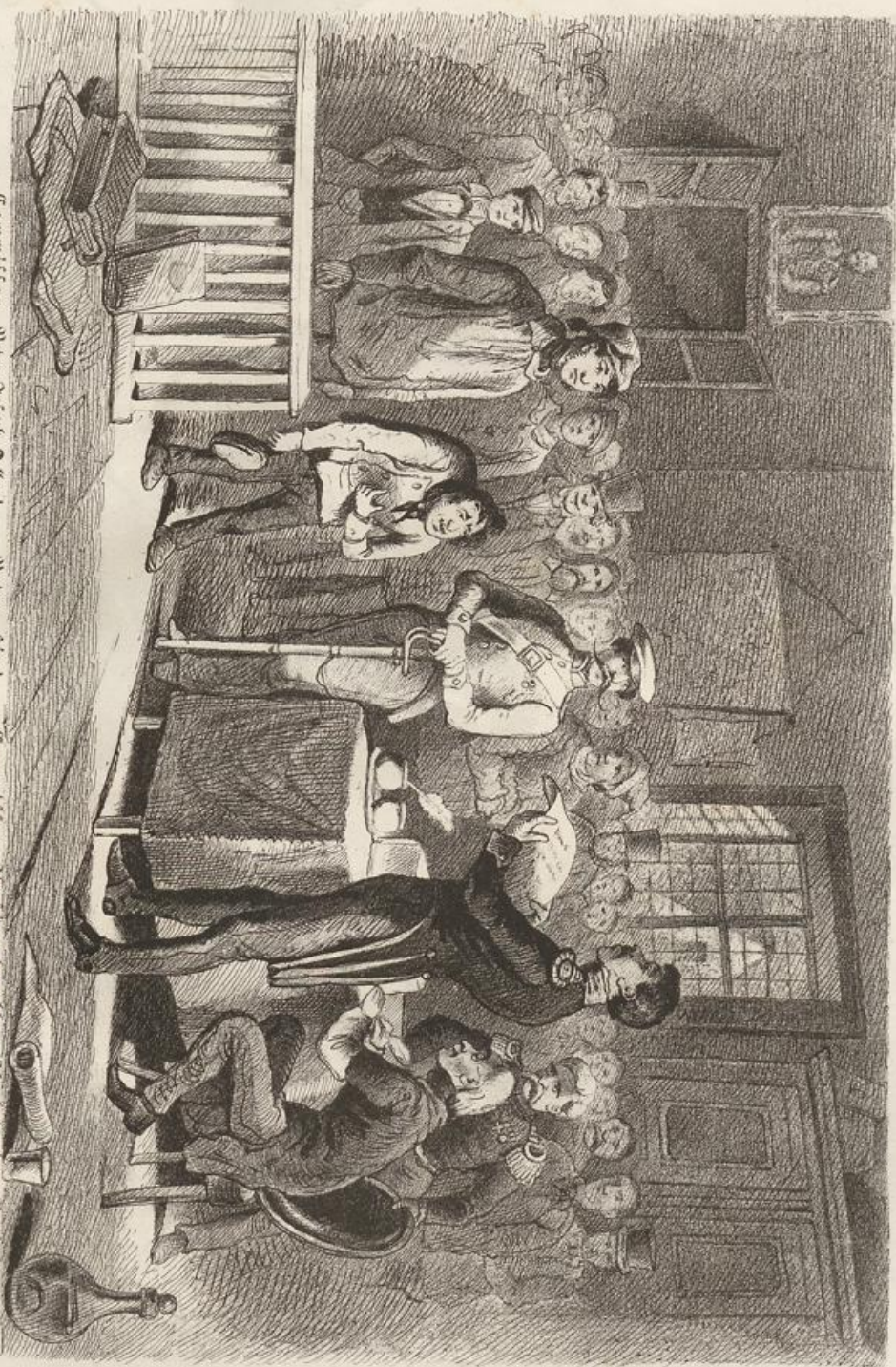
Zum Hornblasen gehören vor
 Allen ein Paar gute Lungenflügel.
 — Ich habe in meiner Jugend
 einen Postillon gekannt, der durch
 einen einzigen kräftigen Stoß sein
 Horn kerzengerade ausstreckte; —
 hernach, wenn er die Luft ein-
 zog — wickelte sich das Horn
 allemal blitzschnell wieder
 auf! —

Münchhausen d. 3.



„Herr Förster! do häw ik eben
 en Snepp' lebennig grepen; nu
 weet ik nich, fall ik ehr koken or
 braen, un denn wull ik oof gehen
 mal Sneppendreck eten.“

— „Ach, Hans Jochem, seid
 kein Narr, gebt mir die Schnepfe,
 ich steck' sie in den Vogelkorb und
 füttere sie mit Mehlwürm', —
 hernach da könnt Ihr Euch jeden
 Morgen frischen Schnepfen-
 dreck bei mir abholen.“ —



Commissar. Peter Jotisch Keller! — Peter. Hier! — Commissar. Sie sind unbrauchbar, Sie habt einen Hundel.
Peter. Der Commissar, das will ich nicht hoffen, den hab' ich noch nie gesehen!



So ein Erdbeben hat auch sein Angenehmes.



„Herr Maler, ich habe da auf einer Versteigerung mein Portrait gekauft, und wollte Sie bitten, den Orden und den Schnurrbart weg zu malen, denn den hab' ich noch nicht.“

D'Schlosseren als Schraufftock.

Schwank in niederbayerischem Wälderidialekt von J. Schuegraf.

A Schlossa, dea sei Sach vothoo,
Dem taugt halt nix meha recht;
Ea arbet net, und schaut grod oo,
Es geht net, weu es möcht.

So oll dem hot ea no a Wei,
Voschrien im ganzen Doarf,
Vowach'n und recht olt dabei,
Iha is koa Schnapps net z'schoarf.

Ea denkt se jez nix andas meha:
I wüll mei Seel voschrei'm
W Duif'l, dea als Jaga-Hea
Se oft thaut umatrei'm.

Am Sunta mog ea ertra net
In d'Kircha einigeh,
Und g'sluacht wiad statt 'm Hausgebet,
Dass 's Hoar oan af möcht steh.

Und rei se jez da Duif'l noagt
Und frogt: „Wos thaut denn feih'n?“
Da Schlossa se goa hösi zoagt,
Und thaut iehm d'Roanth dazäih'n.

„Do wöll' ma dia scho helfa, Hea!
I wüll da so vül ge'm,
Als du nua brauchst, und aa no meha,
Voschreib mi'm Bluat dei Le'm!“

Da Schlossa schreibt mi'm oanga Bluat
A Summa noch sei'm G'foll'n
Und sogt: „A Johr bin i dia guat,
Bis i dei Schuld too zohl'n.“

Da Duif'l steckt 'n Schuld'schei eii
Und thaut iehm's Geld afzähl'n,
Und sogt: „Af's Johr mach's richti feii,
Sunst meißt dei Seel i quäl'n.“

Und 's Johr is 'rum, da Duif'l kimmt,
Volangt sei Geld süa'n Schei;
Da Schlossa oba ganz voflimmt,
Dea stiat in Schraufftock nei.

Und weu da Duif'l nochifrogt,
Wos iehm dodrin so g'follt,
Da Schlossa draf ganz schelmisch sogt:
„Schau nei, nach' segt es bold.“

Da Duif'l steckt sei Hof'n nei,
Da Schlossa schrauft, o Graus!
G'schwind z'samm und sogt: „Gi mia mei Schei,
Sunst lauß i di net aus!“

„Do host dei Schei, lauß mia mein Laf!“
Da Duif'l fracht voll Wuath;
Da Schlossa schrauft de Klammer af,
Und wiarft 'n Schei in d'Bluat.

Jez weu da Duif'l frei is woarn,
So trollt a naus süa d'Thüa
Und droaut und schwört af seine Hoarn:
„I roat no vo mit dia!“

Und wieda, weu a Johr rum is, —
In Hiargst, da Schlossa heugt,
Do mirkt a, weu af feina Wies
Dabea da Duif'l steigt.

Ea schreit voll Angst: Da Duif'l is's,
Dea wüll mei Seel hüt holl'n!“
Und süra brummt's: „„I wüll jez g'wis,
Dass d'ihaut a mol mi zohl'n!““

„D, Schlosseren! mia wiad ganz wehi,
Steig g'schwinda af'n Wong, —
'R Kopf in's Heu und d'Feuß in d'Höhi!
Nach wiad a nix meha song.“

Wen de Figuar da Duif'l segt,
Follt iehm da Schraufftock eii,
Und drüba is a so daschreckt,
Dass ea inf d'Höll sohrt nei.

D'Schlosseren: Die Schlosserin. — Schraufftock: Schraubstock. — a: ein — vothoo: verthan, verliederlicht. — Ea arbet net: Er arbeitet nicht. — grod oo: gerade hinan. — weu es möcht: wie es möchte. — So oll dem: Zu alle dem. — no a Wei: noch ein Weib. — Voschrien: Verschrien. — Iha: Ihr. — voschrei'm: verschreiben. — Jaga-Hea: Jäger-Herr. — thaut umatrei'm: thut herumtreiben. — Sunta: Sonntag. — Dass's Hoar oan af möcht steh: Dass das Haar einem auf möchte stehen. — rei se noagt: herein sich neigt. — feih'n: fehlen. — zoagt: zeigt, erzeigt. — Roanth: Roth. — ge'm: geben. — aa: auch. — mi'm: mit dem. — Le'm: Leben. — oanga: eigenen — süa'n: für den. — stiat: stiert. — nach': nachher. — segt: siehst. — Gi: gib. — lauß: laß. — Laf: Lauf. — süa: für, vor. — schwört: schwört. — I roat no oo mit dia: Ich rechne noch ab mit dir. — Hiargst: Herbst. — heugt: heuet, Heu sammelt oder zusammenreht. — hüt: heute. — süra: herfür, hervor. — wehi: weh. — af'n Wong: auf den Wagen. — song: sagen. — segt: siehst.



Beim nassen Zagen — trocknen Fischen,
Thät noch Niemand viel erwischen.

„Nu sagen se mal, wat
ist dat mit von wegen die
Semmel, sehen se, da han
ich eenen von ihrem Sem-
mel un eenen von dem
andern Bäcker und ist viel
größer, wie ist das mög-
lich?“ —

— „I sehe se mal, da
werd wohl der Andere
mehr Deech (Zeich) dazu
nehmen.“



Ich halte auch viel
auf Mädchen vom
Lande — aber nur
nicht zu ländlich! —
Denken Sie nur, da
hat mir die Trina
heut' Morgen schon
wieder einen Salz-
häring im Fisch-
netz geholt! —



Lied eines deutschen Studenten.

Ebbe imbeutel, Ebbe im Herzen,
 Ebbe und Ebbe überall,
 Nur meine Sorgen, Wüthler der Schmerzen,
 Fluthen und drängen im breiten Schwall.
 Schulden im Hause, Schulden im Leben,
 Schulden auf Schulden, gehäuft durch Schuld;
 Rabuende Geister mich drängend umgeben,
 Geister voll Härte und Ungeduld.

Kommen und gehen, sitzen und stehen,
 Martern, quälen mich stundenlang;
 Könn' ich sie fahren zur Hölle sehen,
 Brächt' ich dem Teufel den innigsten Dank.

Höre, sie nahen die mahnenden Schritte,
 Flüstern: „Ja, zu Hause da ist er“,
 Klopfen und pochen so ganz ohne Sitte,
 Hole der Hund die Pflister!

Kantippe.
Mann, du hast mich
vergiftet. Hilfe, ich
sterbe!

Er.
Was, ich? Ich ein
Mörder! Sogleich lauf'
ich zum Doctor, du mußt
augenblicklich geöffnet
werden!



Ein frisch dressirter
Hund, der im Eifer seiner
Kunst ein paar Wall-
beine für zum Durch-
springen dargebotene
Arme nimmt.



Was ist Mutterwis?

Mutterwis ist: „Wenn
Madame Schießhaber
ihre Kinder mit Pulver
spielend findet und um
der ganzen Feuerwerkerei
ein Ende zu machen, das
Pulverhorn ihres Man-
nes in den Kamin wirft.



Factelovend.

H å.

„Morge es et Carnaval;
Sag', wie fange mer et an,
Dat mer löstlig sind on sprenge,
Esse, trenke, tanze, senge,
Dns emol bewege?“

S i e.

„„Bitter, hör, ech roth dech got,
Wenn et och nit geht — et mot!
Ech well get nom Bankhuus brenge,
Wenn die Lüt och dröver schenge,
Wat litt dran gelege!““

H å.

„Nämm då alde Deveroof,
Minne Got on minne Stoc,
On von dech de neue Kessel,
Die zwei Stöhl on do då Sessel,
Dorob kannst du borge.“

S i e.

„„Zömmenich, dat göft en Freud!
Domet dat es ons nit reut,
Well ech jest geschwind mech zane,
Löstlig Jong! mer woll'n et kraue,
Bis am helle Morge. —““

I. B. S.

Vom Essen und Trinken.

Vortrag von A. C.

(Schluß.)

Eine nicht minder zahlreiche und zumeist zu den feinen Genüssen zu rechnende animalische Nahrung bezieht der Mensch aus dem Reich der Vögel. Das Geflügel ist stets die Pointe der Tafel, und der zweite Braten dient ihm nur als Folie, als verherrlichender Gegensatz.

Zu allen Zeiten ist die Zucht von Geflügel betrieben worden, wenn die Zeit nicht eine gar zu barbarische war. So hat man schon bei dem Kreuzzug Friedrich Barbarossa's nach Kaumer's Erzählung in Philippopolis für ein Huhn seines besondern Wohlgeschmacks wegen acht Ochsen gegeben. — Die bedeutendste Geflügelzucht wird jetzt in der Normandie und Picardie getrieben, und von da beziehen die guten Pariser Haushaltungen ausschließlich ihren Bedarf. Diesem Geflügel mögen die sibirischen Kapaune an Vorzüglichkeit am nächsten kommen.

Neben den Hühnern kommen für die Haushaltung am meisten die Gänse und Enten in Betracht. Die ersteren zählen seit Jahrtausenden zu den Lieblingsgerichten der Menschen — schon König Nidamthus, erfahren wir aus einem Lustspiel des Aristophanes, war ein so großer Verehrer derselben, daß er ein Gesetz erließ, man solle nicht mehr bei den Göttern, sondern bei den Gänsen schwören. Die Kunst, die Gänse recht fett zu machen und ihre Leber zu vergrößern, hat ein römischer Consul, Scipio Metellus, erfunden. Uebrigens hat sich eine ganze Anzahl von Schriftstellern mit dem Lobe der Gans beschäftigt, am meisten verehrt sie Scaliger, der unter Andern behauptet, daß die wilden Gänse flug genug seien, an Orten, wo sie Raubvögel vermuthen, einen Stein in den Schnabel zu nehmen, um sich nicht durch ihr Geschnatter zu verrathen.

In Deutschland wird bekanntlich am Martins-tage eine Gans gegessen, übrigens nicht, wie man im Allgemeinen annimmt, zu Ehren Dr. Martin Luthers, sondern, so viel wir wissen, zu Ehren des heiligen Martin von Tours, des Schutzheiligen der Gänse. Die Engländer essen ihre historische Gans am Michaelistage, und zwar aus folgendem Grunde. Am 29. September 1588 ließ sich die Königin Elisabeth von Lord Reville auf seinem Lustschlusse Uferville bewirtheten. Als die Königin eben daran war, ein tüchtiges Stück Gänsebraten zu verzehren, erhielt sie die Nachricht von der vollständigen Zerstörung der großen Flotte, welche Philipp II. gegen England abgeandt hatte. „Sir Reville“, sagte da die Königin zu ihrem Wirth, „gebt mir nun auch ein Glas Burgunder, damit ich so gute Gänse und so gute Nachrichten verdauen kann“ — und seit jener Zeit ist alle Welt in England am Michaelistage Gänsebraten.

Ein sehr respectabler Vogel, an dem nur zu tadeln, daß er leider nicht gar oft auf der Tafel erscheint, ist der Truthahn. Dieser Vogel soll vor sehr langer Zeit durch den König Meleager von Macedonien in Griechenland eingeführt worden sein,

und hat den klugen Hellenen so wohl gefallen, daß sie dem Vogel aus Dankbarkeit gegen den König den Namen Meleagride gaben. Mit Rücksicht auf dieses Verdienst des Meleager hat wohl Sophocles in der Tragödie auf des Helden Tod ein Chor Truthahner auf die Bühne gebracht.

Zur Zeit des römischen Glanzes hatte man diese Thiere in Italien in ziemlicher Anzahl, die hereinstürzende Barbarei scheint sie verjagt zu haben, ohne daß sie sich schnell wiederfanden, denn 1510 zeigte man zwei Stück derselben in Rom als eine Seltenheit, und noch lange nachher wurden sie z. B. in Frankreich in eleganten Käfigen im Zimmer gehalten, wie heutzutage die Papageien.

In England wurden die Truthahner zu Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt — man führte sie dahin von Amerika ein. In Frankreich wurden sie im Jahre 1570 zum ersten Male auf die Tafel gebracht, bei der Hochzeit Karls IX. mit Elisabeth von Oestreich. Seit längerer Zeit bereits gilt das Wort Dindon (Truthahn) in Frankreich als Spottname für die Jesuiten, die Vögel selbst heißen Jesuitenzöglinge, und Carl X. wurde auf den zahllosen Caricaturen, welche der Julirevolution folgten, stets als Truthahn abgebildet.

Es knüpft sich an diesen Vogel und seinen Namen auch eins der hübschesten und in den nordamerikanischen Staaten am meisten gebrauchten Sprichwörter. Man sagt dort von Jemand, der übervorthellen u. s. w. will, der das einem Andern Zukommende vorenthält: er hat nicht ein einziges Mal Truthahn gesagt. Dies Sprichwort hat in folgender kleinen Geschichte seine Quelle. Ein Weiser und ein Indianer stießen am Morgen eines Jagdtages auf einander, der Indianer ging auf den Vorschlag des Weisen ein, am Abend die beiderseitige Jagdbeute zu ganz gleichen Hälften unter einander zu vertheilen. Der Indianer schoss einen fetten Truthahn, der Weise nichts als ein mageres Rebhuhn, und als der Erstere schüchtern auf die Schwierigkeit der Theilung hinwies, sagte der Weise einfach: Nichts leichter als das, entweder Du nimmst das Rebhuhn und ich bekomme den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du bekommst das Rebhuhn!

Wiederhole mir das, was Du sagtest, bat der Indianer. Und nach aufmerksamem Zuhören fuhr er fort: Du hast ja aber nicht ein einziges Mal zu mir Truthahn gesagt! —

Zum Schluß sei auch hier der alten sprichwörtlichen Redensart gedacht, der Truthahn habe dem Geschmacks nach fünfserlei Fleisch, nämlich Kalbfleisch, Rindfleisch, Schweinefleisch, Hühnerfleisch und Gänsefleisch.

Dem Truthahn verwandt, indes von altem Adel, während der Truthahn allenfalls ein reicher Banquier ist, ist der Fasan, ein Vogel, dessen Genuß sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben läßt.

Der Fasan ist unstreitig der edelste unter den esbaren Vögeln, und vielleicht nur, um das gleich anzudeuten, hat die Natur ihm Federn von Gold und Silber verliehen. Er stammt aus Kolchis und Nungrelien, wo er heute noch in großer Menge wächst, und wird im Uebrigen viel in Böhmen cultivirt.

Die Rebhühner, von der Insel Chios stammend, gehören nicht minder zu den recht zweckmäßig erschaffenen Vögeln. Pythagoras hat zwar das Töden und Essen des Rebhuhns für eine Sünde erklärt, doch wird das wohl Niemand abhalten, sich einen solchen Braten gut schmecken zu lassen, zudem es sich hier ganz einfach darum handeln würde, daß, wenn wir die Rebhühner nicht essen, diese uns aufzehren würden. Das Rebhuhn brütet jährlich 15—20 Junge aus, und wenn diese Familie nur einmal zehn Jahre lang ungeessen bleiben sollte, so würde die Existenz des Menschen dadurch völlig vernichtet werden. Man sieht also, daß nicht alle Sätze des Pythagoras richtig sind.

Von den zahlreichen kleineren Vögeln aller Art, welche der Mensch vertilgt, ist als vornehmste die Schnepe zu erwähnen, als am häufigsten vorkommende die Lerche. Es ist übrigens abscheulich, diese liebenswürdigen Herolde des Frühlings zu verzehren, deren jährlich Millionen getödtet werden. — Ein Diener des Marschalls Villars stand im Menomée, immer einen außerordentlichen Appetit zu haben. Der Marschall frug ihn einmal, wieviel Ochsenviertel er wohl essen könne, ohne vom Plage aufzustehen. „Wenig, Herr Marschall,“ war die Antwort, „vier bis fünf.“ — Und Keulen? — „D, sieben bis acht.“ — Und Hühner? — „Zwanzig.“ — Tauschen? — „Vierzig bis fünfzig.“ — Aber Lerchen? — „D, Monseigneur, was solche Kleinigkeiten anbetrifft, die kann ich unaufhörlich essen.“ —

Nach dem Reich der Vögel mag das der Fische dem Menschen die meiste weitere animalische Nahrung liefern, eben so mannigfaltige als angenehme, in vielen Fällen zugleich eine sehr billige.

Unter den Fischen, die der Mensch sich für seine Tafel ausgesucht, ist einer der ersten der Aal, welcher schon von den alten Aegyptern unter ihre Gottheiten aufgenommen wurde. Der Aal wird an einzelnen Orten in einer so großen Menge gefunden, daß man in der Garonne auf kurzen Strecken in einem Tage oft 50—60,000 Stück fängt. Dieser Fische soll eine Vorliebe für Musik und Wohlgerüche haben und damit gelockt werden können. Wir haben einmal den Versuch mit dem durch Sprachröhre gesungenen Chor aus Meyerbeer's Robert der Teufel gemacht, da sind die Aale aber ausgerissen.

Der Karpfen, ein den Gewässern des südlichen Europa entstammter Fische, wurde in nördlichen Europa erst im 16. Jahrhundert bekannt. Dieser Fische kann bekanntlich sehr alt werden, er erreicht ein Alter von 150—200 Jahren, und eine Schwere von 70 Pfund. In Frankreich fehlen sie fast ganz; Ludwig XV. ließ sich für seine Tafel Karpfen aus dem Rhein bringen.

Der Hecht gehört zwar nicht zu den feinen Fischen, doch zu denen, welche am meisten auf die Tafel kommen. Auch dieser Fische kann ein sehr hohes Alter erreichen — so fing man im Jahr 1497

einen Hecht bei Kaiserslautern, der 19 Fuß lang war, 350 Pfund wog, und einen fest in das Fleisch gewachsenen goldenen Ring trug, aus dessen Inschrift zu ersehen, daß dieser Fische im Jahre 1230 auf Befehl Kaiser Friedrich Barbarossa's in das Wasser gesetzt worden war. Das Gerippe dieses kolossalen Hechts ist noch jetzt in Mannheim zu sehen.

Früher galt die Leber des Hechts in Deutschland für eine so große Delikatesse, daß man ihr Erscheinen auf der Tafel mit Versen feierte, Leberreime genannt. Diese Verse bestanden aus zwei Zeilen, deren erste mit den Worten begann:

„Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem —“

Das letzte Wort dieser ersten Zeile mußte ein Thiername sein, auf welche sich die zweite Zeile reimte. In einem vor mehreren Jahren erschienenen Buch werden über 300 solcher Leberreime mitgetheilt.

Wir wollen das kleine Kapitel von den Fischen mit einer hübschen historischen Anekdote aus dem Leben des Cardinals Fesch schließen. Dieser vortreffliche Mann war nicht nur der Onkel Napoleon's, sondern auch ein großer Gourmand, der sich, wenn die Sorge seines Amtes ihn nicht zu sehr drückte, wohl herabließ, diese und jene Beiträge für seine Tafel eigenhändig und persönlich einzukaufen. Eines Tages wurden ihm zwei Fische seltener Art von bis dahin noch nie gesehener Größe, allerdings auch zu hohem Preise angeboten. Er konnte freilich nur einen gebrauchen, wollte aber nicht, daß noch ein Anderer in Paris sich rühmen könne, ebenfalls einen so ausgezeichneten Fische zu besitzen, und als sein Haushofmeister erklärte, er werde dafür sorgen, daß bei dem nächsten Diner, zur Ehre des Hauses, beide Fische erscheinen sollten, kaufte die Eminenz auch den zweiten. Bei der Tafel machte der Cardinal im Voraus seine Gäste auf das Fischwunder aufmerksam, welches gleich erscheinen sollte: die Thüren öffneten sich, zwei Diener bringen auf einer großen Platte den noch unzerlegten Fische und schreiten unter bewundernden Ausrufen der Gesellschaft auf die Tafel zu. Da, o Schrecken, fällt der eine Diener, mit ihm liegt der große Fische auf dem Boden des Speisesaals, für die Gesellschaft natürlich nun verloren. Der Cardinal, enttäuscht von der Genialität seines Haushofmeisters, befiehlt kaltblütig, sogleich ein zweites Exemplar zu bringen, es seien ja noch genug vorhanden. Und während das gesallene Unthier zu der einen Thür hinausgetragen wird, bringt man zum Erstaunen der Gesellschaft zur andern ein nicht minder schönes Exemplar desselben Fisches herein. —

Vom Cardinal Fesch erzählt man sich noch eine andere hübsche Anekdote, welche wir hier erwähnen, damit auch der Auster gedacht werde, jenes beliebtesten Gerichts. Man sprach einmal in Gegenwart des Cardinals davon, daß die Auster den Appetit anregen sollten. „Das finde ich nicht,“ bemerkte die Eminenz, „ich habe heute morgen 300 Stück gegessen, ohne daß ich davon stärkern Appetit verspürt habe, als vorher.“ —

Vielleicht macht es unsern Lesern Vergnügen, ein Paar Recepte zu empfangen zu besonders guten Gerichten — wir theilen hier davon zwei mit und empfehlen sie besonders den Hausfrauen zur praktischen Anwendung.

Das berühmteste Gericht, welches die Gastrosophie aufzuweisen hat, ist bekanntlich der Braten à l'impératrice, zu Ehren der Gemahlin Napoleons III. so genannt, der jetzigen Kaiserin von Frankreich. Man nehme aus einer Olive den Kern und stecke dafür eine Sardelle hinein, die Olive wird in eine Lerche gesteckt, die Lerche in eine Wachtel, die Wachtel in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in einen Kapaun, der Kapaun in einen Fasan, dieser in einen Truthahn, und der Truthahn endlich in ein Schwein. Das so gefüllte Thier wird über einem tüchtigen Feuer gut gebraten, und dann — wirft man alles bis auf die Sardelle weg, sie ist der Braten, sie enthält die Quintessenz aller Gemüße, welche die übrigen mitgebratenen Thiere jedes für sich sonst aufzuweisen haben. — Wir verwahren uns übrigens ausdrücklich gegen die Annahme, daß wir mit diesem Braten à l'impératrice haben eine Anspielung auf die jetzt in Frankreich beliebte Centralisation machen wollen.

Das andere Recept, was wir mittheilen wollen, hat zugleich einen historischen Werth. Die bedeutendsten Gourmand's aller Zeiten haben sich umsonst bemüht, zu ergründen, woraus die Nahrung der Götter eigentlich bestanden habe, Nectar und Ambrosia. Was den erstern betrifft, so giebt es darüber ebensovieler abweichende Ansichten, wie es Getränke giebt — vom ordinärsten Bier bis zum besten Champagner, und dürfte eine Einigung hier wohl nicht zu erzielen sein. Ein glücklicher Zufall hat uns wenigstens mit der Ambrosia bekannt gemacht. Man hat nämlich vor einigen Jahren in Griechenland einen versteinerten Gourmand ausgegraben, in dessen Noctasche man das Recept zur Ambrosia aufgefunden — das folgende: Man nehme zehn Eigelb, ein Pfund feingestohlenen Zucker, rühre es eine halbe Stunde zusammen und vermische dann das zu Schnee geschlagene Weißer der Eier damit. Das Ganze wird auf einer mit Butter bestrichenen Platte bei schwacher Hitze im Ofen gebacken. Das Resultat ist die alte Ambrosia. —

Die Stoffe, welche der Mensch behufs seiner Ernährung dem Pflanzenreiche entnimmt, sind natürlich und beschreiblich mannigfaltig: es wird fast alles gegessen, was wächst. Schon zu Homer's Zeiten baute man eine ziemliche Menge Gemüse, besonders die Griechen cultivirten den Gartenbau, weniger die Römer, bei denen man insbesondere nur sehr wenige Gemüsearten erwähnt findet. Daß die besten Gemüsearten in Mittel- und Nordeuropa bekannt sind, ist übrigens noch nicht lange her, und man darf als frühesten Termin dafür erst den Anfang des 16. Jahrhunderts annehmen. Die besten Gemüsearten in Europa findet man jetzt in der Nähe von Paris und Brüssel, das vorzüglichste Obst wird auf der deutschen Seite des Bodensees, bei Straßburg und um Lyon herum gebaut, obschon auch das nördliche Deutschland besonders schöne Äpfel erzeugt. Die Flußthäler der Schweiz sind ebenfalls reich an Obst und besonders vielfach mit prächtigen, alten Nussbäumen angefüllt, auch hat man dort eine besonders große Birne, deren Stamm, an den Häusern hinauf und in die Breite gezogen, oft eine Höhe von 80 und eine Breite von 40 Fuß

mit seinen Zweigen erreicht und das ganze Haus mit seinem dunklen Grün völlig deckt.

Es würde durchaus außer den Grenzen unserer Skizze liegen, wollten wir auf einem Gebiete noch länger verweilen, das unermesslich ist und mehr Stoff bietet, als in Kurzem bewältigt werden kann. Wir wollen deshalb hier das Gebiet des Essens verlassen und das nicht minder ausgedehnte des Trinkens betreten.

Das edelste Getränk, welches der Mensch sich erwählt hat, ist der Wein, und die Kunst, ihn zu erzeugen, die Lust, ihn zu trinken, sind uralte, denn bekanntlich hat bereits Vater Noah sich in jüngern Jahren als Weinreisender, später als Inhaber einer frequenten Weinstube gut genährt. So ist denn der Wein mit seinen erquickenden und erquickenden, seinen erheiternenden, Sorgen brechenden Eigenschaften seit uralten Zeiten ein treuer Begleiter des Menschen, sein natürlicher Freund gewesen, und mit Zug und Recht ist er viel tausendmal in gereimten und ungeraimten Worten gefeiert worden.

Und von all den unzähligen Arten des Weines steht der goldene Rheinwein oben an. Und wißt ihr auch, warum? Weil in ihm der ganze prächtige schönste Fluß der Welt sich widerspiegelt! Schaut in ein Glas jenes sogenannten französischen Rothweins — was seht ihr drin? — Die Weinberge von Magdeburg, Hamburg und Bremen, mit Heidelbeeren bewachsen!

Und was zeigt uns das Glas mit funkelndem Rheinwein gefüllt? — Da rauscht und wälzt sich der stolze Strom dahin, mit den freundlichen Ufern voll frohlicher Städte, mit den grünen Bergen, von denen die Erinnerungen an jene Lieblingszeit des „Herrenhauses“ glücklicherweise zerbrochen herabschauen, der Strom mit dem unendlichen Leben, stolze Dampfer, weiße Segelschiffe auf dem Rachen, und vorn, auf dem Verdeck, die schöne Frau, und ihr zu Füßen sitzend, Auge in Auge mit ihr, der glückliche Geliebte, die jauchzenden Worte auf den Lippen:

„Aber ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut'
Pauken und Trompeten huldigen
Meiner jungen Herrlichkeit. —“

O du goldener Strom, du Heimath frohlicher Menschen, werde ich dich bald einmal wiedersehen?

Die besten Sorten des Rheinweins sind bekanntlich der Johannisberger, Hochheimer, Müdesheimer, Steinberger, Markobrunner und Ahmannshäuser. Auf Schloß Johannisberg kostet die billigste Sorte à Flasche 4 Gulden, die theuerste 22 Gulden. Fürst Metternich hat übrigens nicht allein auf dem Johannisberg den Geist so schwer zugänglich gemacht.

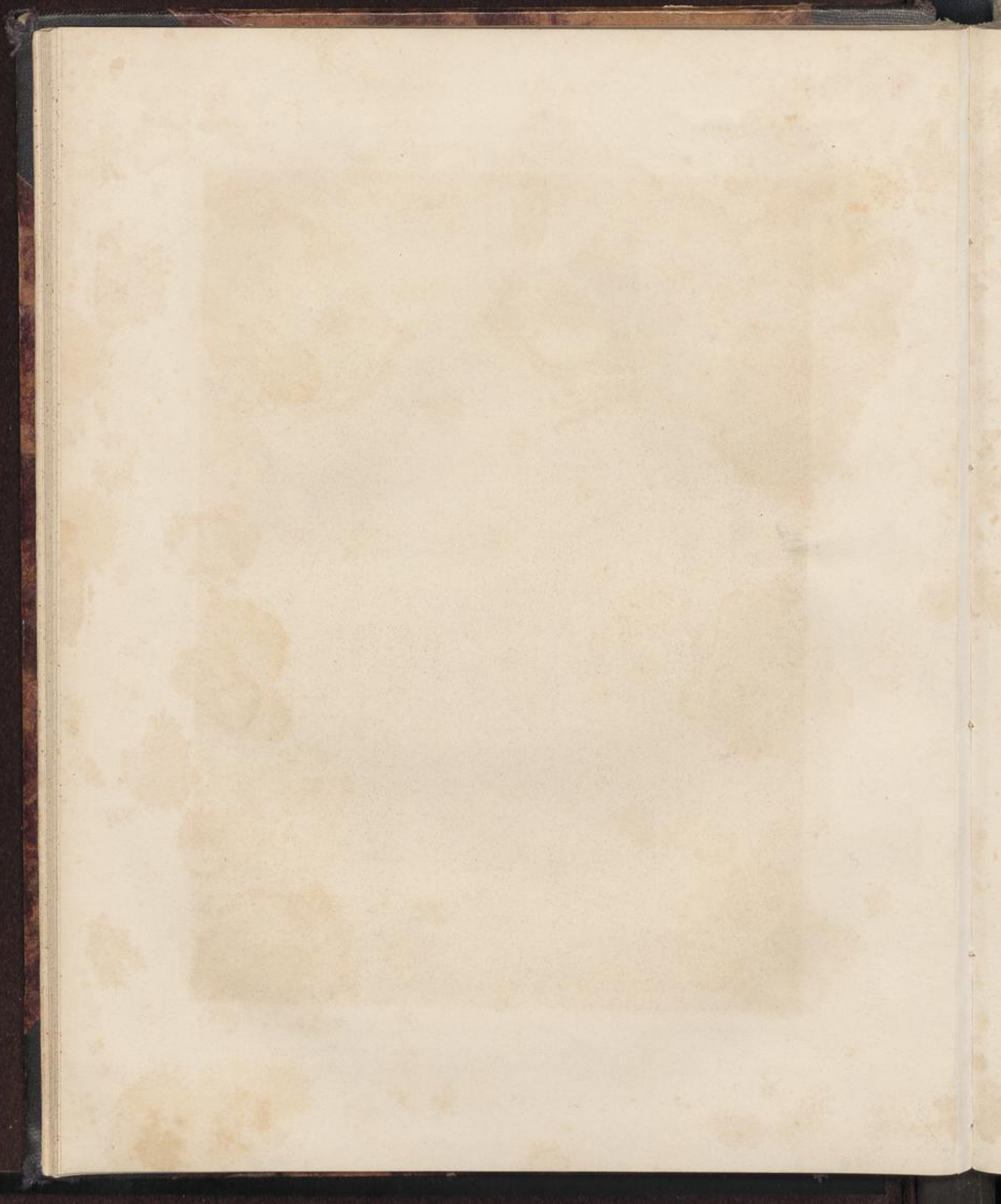
Der vorzüglichste Wein, der heutzutage noch irgendwo zu finden ist, mag wohl der im Bremer Rathskeller sein. Dort liegen nämlich 24 große gewaltige Fässer, wovon 12, welche den Gesamtnamen der goldenen Rose tragen, im Jahre 1624 mit Johannisberger und Hochheimer gefüllt wurden, während die andern 12, mit dem Namen der Apostel benannt, dazu bestimmt sind, den Abgang aus den ersteren immer mit möglichst gleich gutem und altem Stoff zu ergänzen. Es wird nicht uninteressant sein, zu erfahren, was dieser Wein der Stadt Bremen kostet, von dem jeder kranke Bremer Bürger auf eine Verordnung seines Arztes eine Flasche für



Lith. Just v. Arns & Co Düsseldorf.

Die Berechnung des Lebens.

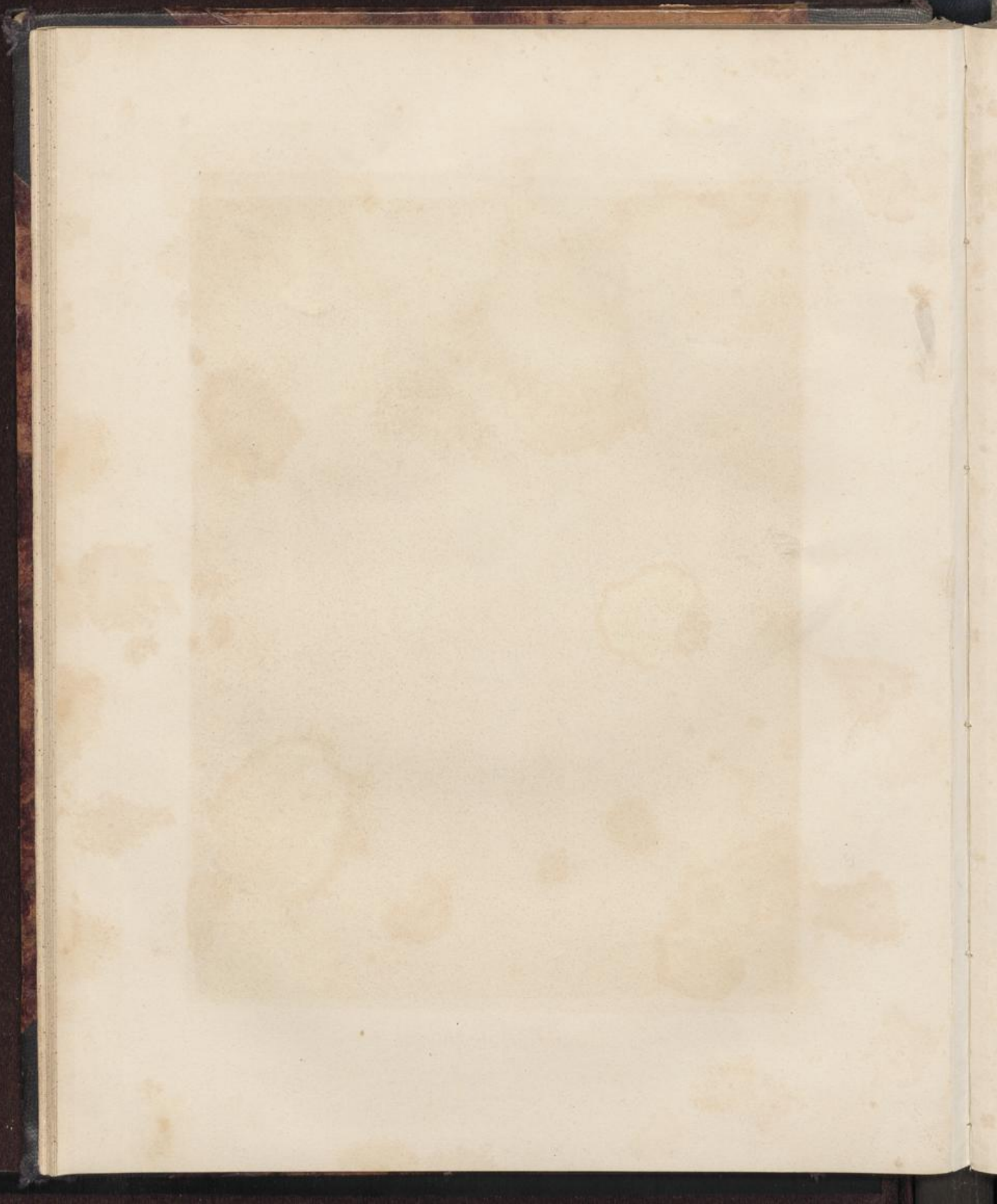
Ja Martl warum bist denn du heut' im feiertä' Gewand? — „Woest i un mein Alt' heirathen, und da sen mir heut' beim Pfarr g'wen. — No du bist a net g'scheid bald dös thust Freund, dös kost di dein halb's Leben. — So arg is's a net wie du's machst. — Ja schau Martl so langst ledi bist kannst trinken bald die düst, bist aber amol verheirath' traegst dir an halben Batzen wegg'n hoam, nachta frist'n d'frau halbet. —

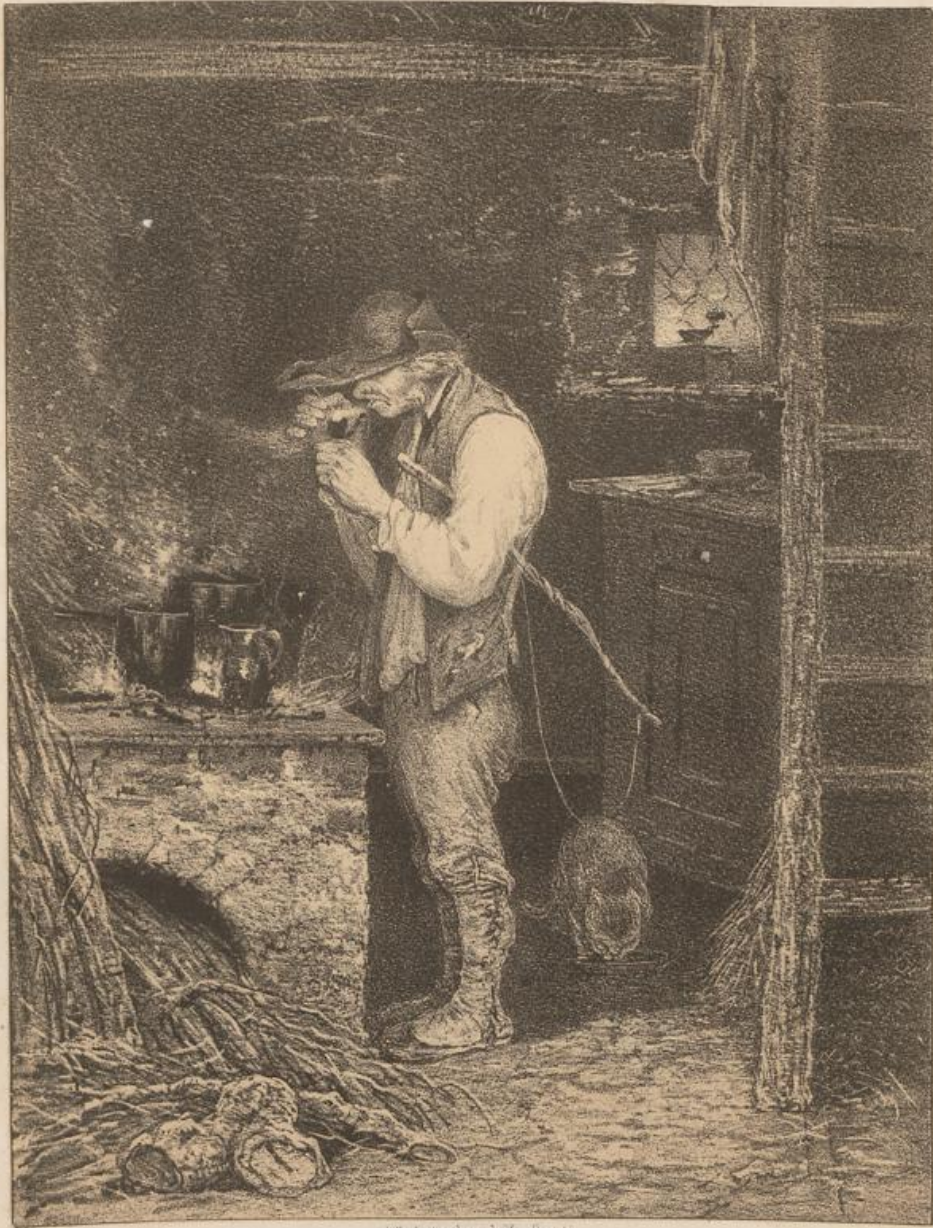




Lith. Joh. v. Arntz & Co. in Düsseldorf

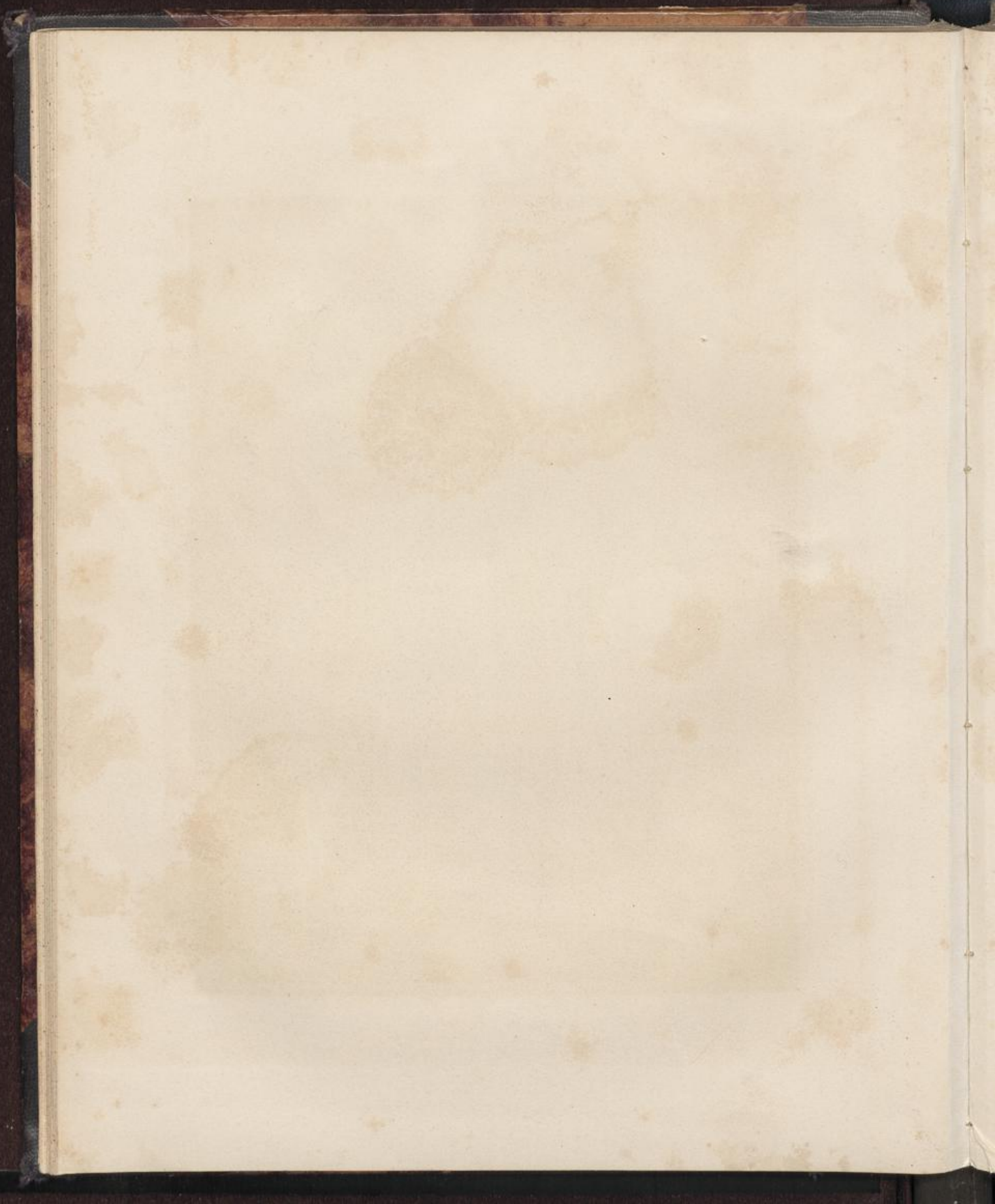
Der kleine Wilddieb.





Lith. Singt v. Arntz & Co. Düsseldorf

Das Morgenpfeifchen.

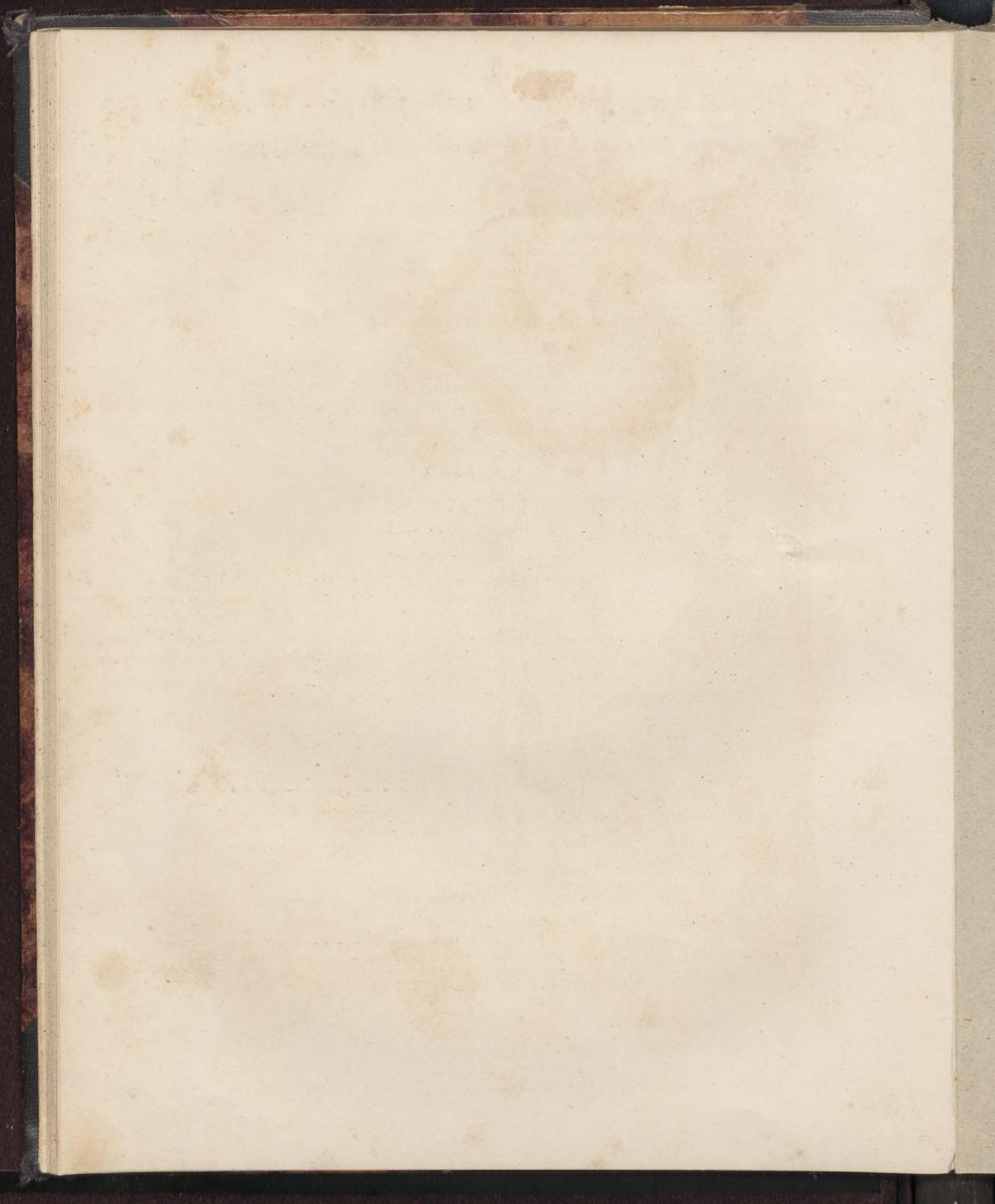




Lith. Jnst. v. Arnz & C^o Düsselorf.

Kindliche Nüivität.

Du Papa, dein Hut wär mir gerade recht, wenn er mir nicht zu lang wär



Illustrirte, Pracht- und Luxus-Werke

aus dem Verlage von **Arnz & Comp.** in Düsseldorf.

Düsseldorfer Künstler-Album für 1858.

Preis in verziertem Umschlag geheftet 3 $\frac{1}{4}$ Thaler, in Gallico-Einband mit Goldschnitt 5 $\frac{1}{2}$ Thaler,
in feinem Maroquin-Einband mit Goldschnitt 6 Thaler.

Die erschienenen sieben Jahrgänge sind zu denselben Preisen zu haben.

Düsseldorfer Jugend-Album für 1858.

III. Jahrgang.

Preis in verziertem Umschlage geheftet 2 Thaler, in elegantem Gallico-Einband mit Goldschnitt 3 $\frac{1}{2}$ Thaler.

Auch von diesem Werke sind die beiden früheren Jahrgänge zu denselben Preisen zu haben.

Der Jahrgang 1859 vom Düsseldorfer Künstler-Album und Jugend-Album ist bereits in Arbeit begriffen.

Großes Prachtwerk.

Kunst und Literatur,

mit Beiträgen der berühmtesten Künstler und Dichter der Gegenwart,

redigirt von **Alexander Kaufmann.**

Zwölf Lithographien in Ton- und Farbendruck ausgeführt, mit dreißig Bogen Original-Text.

Preis in prachtvollem Cahier, mit Bignette in Farbendruck, componirt von Prof. Casp. Scheuren, lithographirt von
J. W. Sonderland 20 Thaler; in Mappe mit Deckelverzierung 16 Thaler 15 Sgr.

Außerdem erschien von diesem Prachtwerke soeben eine neue **Ausgabe ohne Text**, welche die zwölf Kunstblätter
in drei Lieferungen zum Preise von je 4 Thaler enthält. Kunstfreunden ist dadurch die Gelegenheit geboten, die schönen Blätter dieses
Werkes zu einem äußerst niedrigen Preise zu erwerben. — Einzelne Blätter werden zu 1 Thlr. 15 Sgr. abgegeben.

Von den meisten Souverainen Europa's sind diesem Werke ehrende Auszeichnungen zu Theil geworden.

Der Dom zu Cöln in seiner Vollendung,

nach dem berühmten Dombilde von Prof. C. Conrad,
lith. von **F. Stroobant.**

I. Ausg. in brillantem Farbendruck. Preis 5 Thlr.

II. Ausg. in vollendetem Zondruck. Preis 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Todtes Wild.

Zwei Blätter, Pendants, in reichstem Farbendruck ausgeführt.

I. Waldschnepe, Aushöher, Grünspecht.

II. Birkhahn, Wachtel, Feldhahn.

Preis jedes Blattes 4 Thlr., auf breitem Rande mit
weibmännischen Emblemen verziert 5 Thlr.

Düsseldorfer Monatshefte.

Die bisher erschienenen Bände sind zu nachstehenden Preisen zu haben:

Band I.—III. cartonnirt à 6 Thlr. 10 Sgr. Band VIII.—IX. in Gallico geb. à 6 Thlr. — Sgr.

" IV.—VII. in Gallico geb. " 4 " 15 " " X. brochirt " 6 " — "

und erhalten die Käufer dieses letzteren Jahrgangs eine schöne Prämie, das große Kunstblatt „das verschmähte Mittagsmahl.“
und zum XI. Bande, wovon bereits die 1 — 8 Tef. erschienen, wird ebenfalls das meisterhaft lithograph. Kunstblatt: „Holländisches
Volksfest“ als Prämie gegeben.

Mythen und Sagen der Indianer Nord-Amerika's

in deutscher Darstellung von **Amara George.**

Mit einer Titelvignette und einer Illustration. — Preis 3 Thlr.

Gedichte von Alexander Kaufmann.

Miniatur-Ausgabe mit Aquarell-Bildern von **B. Bantier.**

Elegant gebunden 2 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Im Verlage von **Arnz & Comp.** in Düsseldorf ist soeben
neu erschienen:

Portrait
des Fürsten
Carl Anton

zu Hohenzollern-Sigmaringen.
Nach dem Original-Gemälde von Prof. Th. Hilbrand lithogr.
Preis 2 Thlr.

Portrait
der Prinzessin
Stephanie

von Hohenzollern-Sigmaringen.
Nach einer Photographie lithographirt.
Preis 2 Thlr.

Frühlingsbilder.

Kindergrüße, 12 Bilder in Farbendruck, mit Text
von
Gustav Süss.
Elegant gebunden 2 Thlr.

Bilder der Heiligen.

Die IX. Lieferung enthält:
St. Laurentius. St. Stephanus. St. Veronica. St. Magdalena.
Die X. Lieferung wird enthalten die heil. Kirchenväter:
Gregorius. Hieronymus. Augustinus. Ambrosius.
In Umschlag 1 Thlr. 20 Sgr.

Märchen und Sagen für Jung und Alt.

II. Band. 36 Bogen im Formate des Künstler-Albums, mit 24 Illustrationen. In elegantem Einbände 5 Thlr. 10 Sgr.

Die Waffengattungen
des
Preussischen Heeres.

Acht Bilder in Farbendruck.
Nach Original-Zeichnungen von
Emil Hünten.
eleganter Mappe 2 Thaler.

Sechs Abbildungen
vorzüglicher Gengste

aus dem
Großherzogthum Oldenburg.
Nach der Natur gezeichnet von
C. Volkens.
In elegantem Umschlag 5 Thlr. 20 Sgr.

In neuer Auflage:

Deutsche Volksbücher in neuen, schön illustrierten Ausgaben.

1. **Reinke Fuchs.** 2. **Till Eulenspiegel.** 3. **Nübezahl.** 4. **Münchhausen.** 5. **Bruder Lustig.**

Jede Nummer mit neun ausgeführten Farbendruckbildern in Quartformat zum ungemein billigen Preise von 27 Sgr.

In mehreren tausend Exemplaren ist die in gleicher Ausstattung und zu gleichem Preise erschienene drollige Geschichte

Het Wettloopen tüschen den Haasen un den Swinegel
up der Duxtehuder Peid

in Bildern von **G. Süss,**

verbreitet und findet, wie obige Volksbücher, fortwährend und allenthalben die günstigste Aufnahme.